





# BUCH-CHRONIK DER WOCHE

Oskar Loerke: Atem der Erde

S. Fischer, Berlin

Mit der lyrischen Welt Oskar Loerkes ist es mir immer so ergangen: ich vergaß darin Zeit und Gegenwart, sie umwuchs mich ganz mit dem Zauberwald ihrer Gebilde und Gesichte, schon lebte ich nach ihrem Gesetz, bewegte mich im Takte ihrer Musik, und wenn ich, noch benommen vom starken Wunder dieses Erlebnisses, wieder zu meinem eigenen Werke zurückkehrte, so fühlte ich mich durch sie ernster, reifer, weiser geworden. Sie hat ihre besonderen Dimensionen, und obwohl sie sich durchaus nicht dem heutigen Alltag und seinen Realien entzieht, gewinnt sie ein spezielles geistiges Reich von massiver, dinglicher Stabilität. Es ist eben keine lyrische Reportage, kein gereimtes Kunstgewerbe, kein Philosophieren in Versen, sondern tatsächlich eine lyrische Welt, eine Welt für sich, eine Wirklichkeit für sich. Diese Wirklichkeit hat ihre Ordnung, Inbrunst, Barmherzigkeit und Unbarmherzigkeit wie jede andere. Uralt ist solche Dichtung an Erfahrung und Daseinsergründung, immer wieder jung, Zukunft besitzend durch die Freiheit und Weite ihres Phantasieluges. Sie macht es sich selber so schwer wie möglich, darum darf sie auch von den Lesern den äußersten Einsatz aller Kräfte verlangen, den besten Willen, auf steile und eisige Gipfelwege zu folgen. Das mag manchmal streng, spröde, ja störrisch erscheinen, hat aber seine Rechtfertigung in dem ungeheuren Bemühen, gewissenhaft bis ans Ende zu gehen, ans Ende der Erkenntnis- und der Empfindungsfähigkeit, der Möglichkeit, zu deuten und zu lieben.

Loerke ist von den zeitgenössischen Lyrikern neben Mombert — und doch ganz anders als er — der einzige, der in den Regionen des Mysteriums sicher zu wandeln und den Bannkreis des in Wortklängen zu Fassenden weiterziehen weiß. Loerkes Art ist ein lyrisches Magiertum, ohne Konstruktion, nicht abstrakt, sondern mitten unter uns beheimatet, ein lyrischer Realismus, den ich nicht anders bezeichnen kann als mit dem Wort profund. Die ganze volle Diesseitigkeit unserer Gegenwartswelt, das Städtische und die Natur, ihr Zusammenhang mit den Elementen und ihre Lösungstendenzen, sind großzügig Form geworden. Diese Kunst sprengt überlegen den Rahmen des üblichen lyrischen Schwärmens, tut den Flug hinaus ins Unendliche.

Die führende Stimmung ist Bitternis, Gram, eine schwere, triftige Trauer darüber, daß alles bröckelt, altert, hoffnungslos wird, — kein persönliches Leid mehr bereits, sondern das Urleid: „Es ist untröstbar, aber selbst ein Trost. — Es ist der Stern, den schon die Sintflut sah, das Leid, durch das noch nie ein Leid geschah.“ Es beginnt in diesem Buche mit den „Tagen Milch und Blut“, der Erinnerung an die Kindheit, von der man soviel versäumte und verderben ließ, und schließt mit einem dankbaren, zärtlichen Gruß an das „Du“, die Trostgefährtin, die den Dichter „zum Kinde machte, ihm beizustehen“. Die fünf Kreise, die zwischen Anbruch und Ausklang liegen, gehören dem Bergreich, den Weiten, den Visionen der Stadt

und des Hauses, den dreizehn Stationen einer Traumreise. Immer schimmert durchs Sichtbare das Verborgene, steigt aus dem Bild unserer Tage sein fernstes Gegenstück, steht neben dem Dichter sein Wesen vor aber tausend Jahren, „Pflanzen grüßen und besinnen sich vor Wurzeln und vor Zweigen“, alles kommt mit seiner Kindheit zusammen, und die Welt ist jedesmal mit ihrem ganzen Vorrat da. Und eigentlich geschieht die Sicht, die dieser Dichter gewonnen hat, stets von der Höhe eines Atlasgebirges und prüft, wie die Ewigen, „mit jungen Augen“. Die Zeiten bewahren ihren Zusammenhang, die Erscheinungen ihre Ähnlichkeit, und es heißt bei Loerke in einer Gottfried Benn verwandten Haltung: „Das Leben kommt von weitem her. Und es geschieht, was einst geschah? Mit ihrer Wäsche fährt ans Meer Nausikaa.“ In diesen Gedichten des Kreises „Die Weiten“ bleibt Ewigkeit nicht nur ein Begriff, sondern wird mit dem Medium Lyrik zum greifbaren und hörbaren Gebild gemacht. „Babylon ist oft vergangen, Sonne wärmt im Schutt die Schlangen — bei dem Klang schlief ich ein.“ Das Unfaßbare bekommt Figur, das Gleichnisland grünenden Boden.

Die Lyrik meiner Generation braucht sich vor der früherer Zeiten nicht zu verstecken; freilich ist sie ärmer an öffentlicher Anerkennung, ihre Leistung aber besteht neben dem Besten anderer Epochen. Benn, Däubler, Ehrenstein, Lasker-Schüler, Bläß, Loerke — und nicht nur sie — der Besitz ist groß genug, der Zahl nach und der originellen Schöpfung nach. Und muß auch Loerke unser aller Klage antworten: „Den Gruß der Welt hab' ich in klaren frommen Gedichten mir zum Gegengruß gespart. Ein Mitmensch hat ihn selten angenommen im Blüten meiner Gegenwart“, mag die stumpfe parteiverbohrte Mehrheit der Zeitgenossen ihn als nicht aktuell genug ablehnen, er kann den Narren der gebrauchsfertigen Tagesware mit Recht entgegen: „Unnütz bin ich, unnütz, weil ewig.“

Max HERRMANN (Neiße)

Das Buch: „Die Weiten“

und des Hauses, den dreizehn Stationen einer Traumreise. Immer schimmert durchs Sichtbare das Verborgene, steigt aus dem Bild unserer Tage sein fernstes Gegenstück, steht neben dem Dichter sein Wesen vor aber tausend Jahren, „Pflanzen grüßen und besinnen sich vor Wurzeln und vor Zweigen“, alles kommt mit seiner Kindheit zusammen, und die Welt ist jedesmal mit ihrem ganzen Vorrat da. Und eigentlich geschieht die Sicht, die dieser Dichter gewonnen hat, stets von der Höhe eines Atlasgebirges und prüft, wie die Ewigen, „mit jungen Augen“. Die Zeiten bewahren ihren Zusammenhang, die Erscheinungen ihre Ähnlichkeit, und es heißt bei Loerke in einer Gottfried Benn verwandten Haltung: „Das Leben kommt von weitem her. Und es geschieht, was einst geschah? Mit ihrer Wäsche fährt ans Meer Nausikaa.“ In diesen Gedichten des Kreises „Die Weiten“ bleibt Ewigkeit nicht nur ein Begriff, sondern wird mit dem Medium Lyrik zum greifbaren und hörbaren Gebild gemacht. „Babylon ist oft vergangen, Sonne wärmt im Schutt die Schlangen — bei dem Klang schlief ich ein.“ Das Unfaßbare bekommt Figur, das Gleichnisland grünenden Boden.

Die Lyrik meiner Generation braucht sich vor der früherer Zeiten nicht zu verstecken; freilich ist sie ärmer an öffentlicher Anerkennung, ihre Leistung aber besteht neben dem Besten anderer Epochen. Benn, Däubler, Ehrenstein, Lasker-Schüler, Bläß, Loerke — und nicht nur sie — der Besitz ist groß genug, der Zahl nach und der originellen Schöpfung nach. Und muß auch Loerke unser aller Klage antworten: „Den Gruß der Welt hab' ich in klaren frommen Gedichten mir zum Gegengruß gespart. Ein Mitmensch hat ihn selten angenommen im Blüten meiner Gegenwart“, mag die stumpfe parteiverbohrte Mehrheit der Zeitgenossen ihn als nicht aktuell genug ablehnen, er kann den Narren der gebrauchsfertigen Tagesware mit Recht entgegen: „Unnütz bin ich, unnütz, weil ewig.“

Die Lyrik meiner Generation braucht sich vor der früherer Zeiten nicht zu verstecken; freilich ist sie ärmer an öffentlicher Anerkennung, ihre Leistung aber besteht neben dem Besten anderer Epochen. Benn, Däubler, Ehrenstein, Lasker-Schüler, Bläß, Loerke — und nicht nur sie — der Besitz ist groß genug, der Zahl nach und der originellen Schöpfung nach. Und muß auch Loerke unser aller Klage antworten: „Den Gruß der Welt hab' ich in klaren frommen Gedichten mir zum Gegengruß gespart. Ein Mitmensch hat ihn selten angenommen im Blüten meiner Gegenwart“, mag die stumpfe parteiverbohrte Mehrheit der Zeitgenossen ihn als nicht aktuell genug ablehnen, er kann den Narren der gebrauchsfertigen Tagesware mit Recht entgegen: „Unnütz bin ich, unnütz, weil ewig.“

Die Lyrik meiner Generation braucht sich vor der früherer Zeiten nicht zu verstecken; freilich ist sie ärmer an öffentlicher Anerkennung, ihre Leistung aber besteht neben dem Besten anderer Epochen. Benn, Däubler, Ehrenstein, Lasker-Schüler, Bläß, Loerke — und nicht nur sie — der Besitz ist groß genug, der Zahl nach und der originellen Schöpfung nach. Und muß auch Loerke unser aller Klage antworten: „Den Gruß der Welt hab' ich in klaren frommen Gedichten mir zum Gegengruß gespart. Ein Mitmensch hat ihn selten angenommen im Blüten meiner Gegenwart“, mag die stumpfe parteiverbohrte Mehrheit der Zeitgenossen ihn als nicht aktuell genug ablehnen, er kann den Narren der gebrauchsfertigen Tagesware mit Recht entgegen: „Unnütz bin ich, unnütz, weil ewig.“

Die Lyrik meiner Generation braucht sich vor der früherer Zeiten nicht zu verstecken; freilich ist sie ärmer an öffentlicher Anerkennung, ihre Leistung aber besteht neben dem Besten anderer Epochen. Benn, Däubler, Ehrenstein, Lasker-Schüler, Bläß, Loerke — und nicht nur sie — der Besitz ist groß genug, der Zahl nach und der originellen Schöpfung nach. Und muß auch Loerke unser aller Klage antworten: „Den Gruß der Welt hab' ich in klaren frommen Gedichten mir zum Gegengruß gespart. Ein Mitmensch hat ihn selten angenommen im Blüten meiner Gegenwart“, mag die stumpfe parteiverbohrte Mehrheit der Zeitgenossen ihn als nicht aktuell genug ablehnen, er kann den Narren der gebrauchsfertigen Tagesware mit Recht entgegen: „Unnütz bin ich, unnütz, weil ewig.“

Das Buch: „Die Weiten“

Das Buch: „Die Weiten“

Das Buch: „Die Weiten“

Das Buch: „Die Weiten“



**ROMAN-VERTRIEB**  
 40-5007 und ZWISCHENDRUCKE

**GUTE BEZIEHUNGEN, LANGJÄHRIGE PRAXIS**

**FRANZ SCHÖN, VERLAG**

**ABONNEMENTS-ERNEUERUNG**

Die Literarische Welt